Achtzehn in 1943

Achtzehn in 1943

Johann van Rossum

Die Ähnlichkeit des Namens der Hauptfigur
mit dem des Autors ist ungewohnt. Die Entdeckung
eines Grabs mit dem Namen machte den Autor
neugierig auf die Person in diesem Grab.

Johann van Rossum
Umschaggestaltung und Illustration: Autor
Karten: atlantvolden.dk
Redaktion: Wolfgang Hüllenkrämer
Herausgeber: Brave New Books
©johannvanrossum 2025
www.johannvanrossum.nl

1

Jetzt, wo ich gerade heute duschen kann, höre ich das beängstigende Brummen eines Lancasters, der sich nähert. Eine halbe Minute später liege ich nackt und zusammengekrümmt unter den Trümmern des Sanitärgebäudes; ein Volltreffer hat das Hauptgebäude völlig zerstört! Über das Kasernengelände hallen panische Schreie; sie sind kaum zu überhören, da sie unter den Trümmern aus verbogenem Stahl und Beton durchdringend stöhnen. Erst als ich versuche, einen verwundeten Kameraden unter einer Betonplatte hervorzuziehen, werde ich mir meiner Nacktheit bewusst. Wo ich mich ausgezogen habe, steht nichts mehr; Flammen fressen sich durch die Brennbarkeit der Toiletten- und Duschräume. Das Munitionsdepot könnte jeden Moment der Feuersbrunst zum Opfer fallen, die englische Bombe auf dem Gewissen hat.

Wie aus dem Nichts tauchte der Bomber auf; kein Radar hatte ihn entdeckt, keine Flugabwehrkanonen waren in Stellung gebracht; wir wurden von dem Luftangriff völlig überrascht.
Der Oberleutnant der Luftabwehr eilt herbei und hilft mir, den Unglücklichen zu befreien; zu zweit gelingt es uns schließlich, den Mann unter der Platte hervorzuholen. In der Zwischenzeit sind Sanitäter eingetroffen, die sich weiter um ihn kümmern.
‚Hier, nimm meinen Mantel. Du bist ja völlig nackt. Bist du verletzt?‘
‚Danke, Herr Oberleutnant! Nein, ich glaube nicht, nur ein paar Schrammen. Ich war gerade unter der Dusche.‘
‚Schuhe, du musst dir irgendwoher Schuhe oder Stiefel besorgen. So kannst du hier nicht laufen. Sieh mal nach, ob vom Fourier Gebäude noch etwas übrig ist.'

Bulbjergs Verteidigungsstellung ist noch nie vom Feind angegriffen worden; wir haben zwar schon früher von drohenden Luftangriffen auf den nördlichen Atlantikwall bei Aggersund und Hanstholm gehört, aber die Flugabwehrkanonen wurden dort rechtzeitig aufgestellt. Unsere Stellung liegt viel weiter nördlich an der dänischen Küste. Als wir hier stationiert wurden, waren wir alle fest davon überzeugt, dass eine feindliche Invasion an der dänischen und

norwegischen Küste am erfolgreichsten sein könnte. An der niederländischen oder belgischen Küste, und vielleicht auch an der nordfranzösischen Küste, konnten wir den Feind weniger schnell erwarten.

Angesichts der großen Verluste im Osten und des Vormarsches von Stalins Armee wird es auch von Westen her weitere Bedrohungen geben. Nach Aussage der Armeeführung sind wir darauf gut vorbereitet.
Ich habe diesen Krieg nicht gewollt, wie die meisten meiner Landsleute auch nicht. Wir leben nun seit fast einem Jahrzehnt unter einem Regime, das wenig Toleranz gegenüber Andersdenkenden hat; der Terror einer Minderheit, die gnadenlos bestraft, was ihr nicht gefällt. Als ich mich vor zwei Jahren zum Militärdienst melden musste, habe ich überlegt, ob ich mich weigern und untertauchen sollte; das hätte zweifellos schlimme Folgen für meine Familienangehörigen gehabt. Ich schätze mich glücklich, dass ich nicht zu den Truppen gehörte, die an die Ostfront geschickt wurden. In Dänemark herrscht nicht nur ein angenehmeres Klima; die Bevölkerung war anfangs auch nicht sehr deutschfeindlich und nahm es hin, dass wir die Verteidigung ihres Landes übernahmen. Das hat sich in den letzten Jahren deutlich geändert. Die Zusammenarbeit mit der dänischen Regierung ist eingestellt, der Widerstand in der Bevölkerung nimmt zu, Sabotage an deutschen Angelegenheiten ist an der Tagesordnung. Ich versuche, mich so weit wie möglich von den Geschehnissen um mich herum fernzuhalten; ich wechsle meine Schichten, melde mich nie, um zum Beispiel Vergeltungsmaßnahmen durchzuführen; in den zwei Jahren, die ich hier stationiert bin, musste ich meine Waffe noch nicht benutzen. Ich hoffe, dass ich sie nie gegen ein Lebewesen einsetzen muss.

Von dem Fourier-Gebäude ist nur noch wenig übrig; in den Trümmern versuche ich, unbeschädigte Kleidungsstücke zu finden ist die einigermaßen zu meiner Körpergröße von einem Meter achtundachtzig passen. Stiefel Größe sechsundvierzig; ich musste sie in den Überresten des Gebäudes suchen. Ich trage wieder eine Wehrmachtsuniform; den Offiziersmantel der Kriegsmarine werde ich dem Oberleutnant später zurückgeben.

Es gibt sofort viel zu tun, Menschen werden unter den Trümmern hervorgeholt, manchmal verletzt, häufiger aber leider tot. Die Verwundeten werden in das Feldlazarett gebracht, die Toten identifiziert und in Leichensäcke gelegt.
Ich merke jetzt, dass mein Ausweis, mein Armeeheft, meine ‘Hundemarke‘, mein Erkennungsblech, die Halskette mit dem Schildchen mit der Armeenummer und alles, was beweisen kann, dass ich bin, wer ich bin, weg sind. Meine persönlichen Gegenstände sind unter den Trümmern begraben; ich bin namenlos geworden.

***

2

Ich hatte eine schöne Kindheit; ich wuchs mit meiner Schwester Gisela und meinem kleinen Bruder Gerhard in einer guten Familie in dem Grenzdorf Elten bei Emmerich auf. Mein Vater arbeitete bei der Bahn; weil er nie in die Nazipartei eingetreten ist, wurde er erst spät Beamter im öffentlichen Dienst.
Mein größtes Hobby sind meine Brieftauben. Als der Krieg ausbrach, war eine der ersten Vorschriften, Hobbytauben einzusperren; wenig später folgte das Verbot der Taubenhaltung. Taubenpastete und Suppe aus Taubenfleisch standen einige Wochen lang auf dem Speiseplan. Ich mochte das nie.
In den Kriegsjahren hinter uns hatten wir es nicht schlecht. Meine Mutter kommt aus der Landwirtschaft, wir hatten Hühner, Schweine und immer viel Milch und Kartoffeln.
Nach der Volksschule habe ich eine Lehre bei der Bahn gemacht; mein Vater hatte dort einen guten Job, ich wollte auch so einen Job.
Im September 1943 erhielt ich den Einberufungsbefehl zum Wehrdienst. Während meiner Rekrutierungszeit war ich in Radevormwald stationiert, einer Stadt im Bergischen Land bei Wuppertal. Als 18-Jähriger interessiert man sich für andere Dinge als Marschieren, unter Stacheldraht hindurchkriechen und durch Schlamm waten, Gewehre auseinandernehmen und wieder zusammenbauen; die Mädchen, die sich flirtend vor den Kasernen aufhalten, sind viel interessanter als alles, was wir über die Verteidigung unseres Landes lernen können.
Ich überstehe die Ausbildung zum Infanteristen; die Ausbilder konnten mich jedoch nicht davon überzeugen, dass mein Gewehr meine beste Freundin ist; so weit reicht meine Fantasie leider nicht.
Vorerst bleibe ich im Bergischen Land stationiert; in Kriegszeiten gibt es für die Armee keinen Wochenendurlaub.
In den seltenen Momenten, in denen wir uns außerhalb des Kasernengeländes vergnügen dürfen, lerne ich andere Freundinnen als meine Karabiner 98K kennen. Ich muss jetzt keineswegs meine Vorstellungskraft bemühen.
Nach einem halben Jahr werde ich an die dänische Westküste versetzt.

Die Verteidigung der Westfront ist Aufgabe der deutschen Truppen in Bulbjerg; das bedeutet, dass wir die britischen Short Stirling- und Lancaster-Bomber mit Flugabwehrgeschützen beschießen, sobald sie in Sicht kommen. Die Bedienung der Flugabwehr liegt in den Händen der Kriegsmarine. Die Aufgabe meiner Einheit ist die Bewachung der Verteidigungsstellung; dem dänischen Widerstand gelingt es immer häufiger, das Material zu sabotieren.

Zu der spärlichen Berichterstattung über den Kriegsverlauf kommen die Gerüchte über die wechselnde Stimmung unter den Dänen. Als sie von den zunehmenden deutschen Niederlagen an der Front hörten, kam es zu zahlreichen Kämpfen zwischen jungen Dänen und deutschen Soldaten. Die gleichzeitige Zunahme von Sabotageakten durch Widerstandsbewegungen facht die Stimmung noch weiter an. Im August explodiert die Situation mit Streiks in Odense und Esbjerg, die auf viele andere Städte übergreifen.
Arbeiter aus Großbetrieben führen an, was sich allmählich zu einem reinen Aufstand mit Demonstrationen und Straßenkämpfen gegen deutsche Soldaten und dänische Behörden entwickelt. Vor diesem Hinter-grund versuche ich, so unsichtbar wie möglich zu bleiben, was für mich mit meiner Größe nicht einfach ist. Mit meiner Körpergröße überrage ich meine Mitsoldaten bei weitem; wenn wir uns aufstellen, achte ich darauf, dass ich in der letzten Reihe stehe.

Die Tage der Bergung von Leichen, der Pflege von Verwundeten und der Trümmerbeseitigung liegen hinter uns; wir versuchen, die Verteidigung der Westfront mit der Handvoll Soldaten fortzusetzen, die von der Einheit in Bulbjerg übrig geblieben sind. In den Bunkern am Strand sind Flugabwehrkanonen aufgestellt; von den Stränden aus haben wir wenig Gefahr zu befürchten: Drahtzäune und Landminen verhindern den Zugang vom Meer aus. Das Dünengebiet hinter den Bunkern ist durch ein Netz von Stolperminen praktisch unzugänglich. Die Besatzung des Bunkers wird von jemandem, der sich in dem Terrain mit den Drahtzäunen und Minen gut auskennt, sicher durch die Dünen geleitet.

***

3

Offiziell hören wir nichts, aber die Gerüchte über Verluste an fast allen Fronten nehmen besorgniserregend zu.
Wir leben in großer Ungewissheit, was die Entscheidungsfähigkeit erschwert. Schießen wir zurück, wenn wir von dänische Soldaten und Widerstandskämpfern unter Beschuss geraten, oder ergeben wir uns sofort? Die deutsche Armee schläft nicht mit weißer Bettwäsche; wir nehmen sie von dänischen Wäscheleinen.
Anfang Mai wird schließlich über den englischen Rundfunk bekannt gegeben, dass die deutsche Armee in den Niederlanden, Nordwestdeutschland und Dänemark kapituliert. Und das, bevor auch nur ein englischer, amerikanischer oder russischer Soldat dänischen Boden betreten hatte. Die Besatzung endet also relativ friedlich - und in den meisten Teilen des Landes können die Menschen die Freiheit mit Feiern und Jubel auf den Straßen feiern.
Während der Kriegsjahre war die dänische Armee praktisch unsichtbar; jetzt ist sie da, um die mehr als zwanzigtausend entwaffneten deutschen Soldaten in Kriegsgefangenenlager zu bringen und abzuwarten, was über uns entschieden wird. Dass der besiegte Feind nicht gerade sanft behandelt wird, geht aus Berichten hervor, in denen Dänen wegen Misshandlung der nun wehrlosen Kriegsgefangenen angeklagt werden.

In der langen Reihe der Besiegten, die zu zweit die dänischen Landstraßen entlang gehen, versuche ich, mich kleiner zu machen als ich bin. Ich gehe gebückt, als würde ich eine schwere Last auf dem Rücken tragen. In der Schlange der Verlierer muss man so unsichtbar wie möglich bleiben, um nicht dem wahllosen Zorn der Gruppen meist junger Dänen zum Opfer zu fallen, die uns vom Straßenrand aus nicht nur mit Schimpfkanonaden verabschieden, sondern gelegentlich Steine und Exkremente auf uns werfen.
Nachdem sie über zwölf Stunden ohne Essen und Trinken marschiert sind, pflücken die Soldaten bei Sanitätspausen Gras, um trotzdem etwas im Magen zu haben. Der Effekt ist oft das Gegenteil, der Durchfall rinnt anschließend dünn aus unseren Hosenbeinen. Erschöpft kommen wir an einem Ort namens Rødkærsbro an; hier stehen die Lastwagen der dänischen Armee Schlange, um uns ins

Lager Frøslevlejven zu bringen, wie man uns sagt. Frøslevlejven liegt in der Nähe der deutsch-dänischen Grenze. Wir gehen nach Hause! Zwanzig deutsche Kriegsgefangene und zwei bewaffnete dänische Soldaten nehmen auf den Holzbänken im Frachtraum Platz. Uns wird befohlen, nicht miteinander zu sprechen. Wir sehen durch die geöffnete Heckklappe, dass die Lastwagen hinter uns, die zunächst unserer Route folgen, abbiegen und ihren Weg getrennt fortsetzen. Jemand an der Vorderseite der Ladefläche schafft es, ein Loch in die Plane zu machen und kann an der Kabine vorbei nach vorne sehen.
‚Die anderen Lastwagen fahren nicht mehr vor uns. Wir fahren hier allein', zischt er.
Bald werden auch die übrigen Fahrgäste leise über die Situation informiert.
‚Zwei Wachen und ein Fahrer, die sollten wir haben können', flüstert jemand.
Zwanzig unbewaffnete und geschwächte Soldaten machen ihre Überlegungen, bis der Korporal laut sagt: 'Vergiss es!'
‚*Hold kæft!'**, warnt der Däne den Eindringling, und um seinen Befehl zu bekräftigen, lädt er seinen Karabiner nach. Auch die zweite Wache lädt nach.
Ich glaube nicht, dass wir eine Chance gehabt hätten; wahrscheinlich ist der Fahrer nicht allein und bewaffnet in der Kabine, und erst jetzt entdecken wir den Jeep der dänischen Armee hundert Meter hinter diesem Lastwagen. Wir sind zwar in der Überzahl, aber unbewaffnet und müde von dem langen Marsch, müssen wir die Überlegenheit der Transportwache anerkennen.
‚Wir fahren nicht nach Süden! Wir fahren zurück nach Norden', flüstert jemand, der eine Weile den Stand der Sonne beobachten konnte.

Der Lastkraftwagen hält am späten Abend auf für mich und die Kameraden meiner Einheit vertrautem Terrain; nachdem wir aufgefordert wurden, von der Ladefläche des Lastkraftwagens zu springen, befinden wir uns auf dem ehemaligen Kasernengelände der Wehrmacht in Bulbjerg. Die Trümmer des britischen Volltreffers sind nur ein Vorbote dessen, was uns nach unserer Rückkehr nach Deutschland erwartet.

* *'Halt die Klappe!'*

Auf dem Truppenübungsplatz ist eine Baracke errichtet worden. Die Fenster sind nicht verglast, sondern vergittert; gegen Kälte und Regen gibt es Fensterläden, die von außen geschlossen werden. Die einzige Eingangstür zur Baracke ist mit einem schweren Balken verschlossen. Dies wird für die nächste Zeit unsere Unterkunft sein; es gibt Schlafplätze auf Etagenbetten für zwanzig Mann und nur einen Toiletteneimer für die Gruppe.
Kurze Befehle ertönen von dem dänischen Offizier, der offenbar zusammen mit seiner Kollegin neben ihm das Kommando über unsere Gruppe erhalten hat. Die Durchschnittsgröße eines Skandinaviers ist etwa zehn Zentimeter länger als die eines Westeuropäers; der Däne vor uns erreicht diese Norm nicht; er hat die Körpergröße der Gefangenen vor ihm. Ich könnte mit meiner Größe als Däne durchgehen, wenn meine Haare blond wären. Die Offizierin übertrifft die dänische Norm bei weitem; sie überragt ihren Kollegen und die beiden dänischen Wachen buchstäblich um Kopf und Kragen.
*‚Jeg er løjtnant Jørgensen, og dette er løjtnant Mikkelsen. Du er blevet placeret under vores kommando for at udføre en særlig opgave.'***
In der dänischen Sprache; der Mann entwürdigt sich nicht, die Sprache des verhassten Besatzers zu verwenden. Dass die Dänen uns hassen, ist überdeutlich, und jetzt, wo sie in der Lage sind, diesen Hass in die Tat umzusetzen, werden wir es selbst herausfinden.
Der lange Marsch der Kriegsgefangenen ist nur ein Vorgeschmack auf das, was vor uns liegt, diese Erkenntnis dämmert uns langsam.
Ein Korporal wagt es, nach Essen und Trinken für die Männer zu fragen. Die Antwort des Dänen lässt uns aufschrecken; das Gebrüll des Leutnants hallt weit über den Kasernenhof: *‚Nej, du har ikke fortjent noget at spise!'****
Die Kriegsgefangenen aus den benachbarten Baracken verstehen die Nachricht sofort; wahrscheinlich versteht keiner von ihnen Dänisch, aber der Tenor ist klar.

*** ‚Ich bin Leutnant Jørgensen und das ist Leutnant Mikkelsen.*
Sie wurden unserem Kommando unterstellt, um eine besondere Aufgabe zu erfüllen.'
**** 'Nein, du hast dir kein Essen verdient!'*

Die Frau neben ihm scheint ihn anzusprechen, wie er die Kriegsgefangenen behandelt, zumindest sieht es für uns so aus. Der Leutnant überlässt die Erfassung von Namen, Dienstgrad und Armeenummern seiner Kollegin. Sie hat an der einzigen Tür der Baracke ein Außenbüro eingerichtet: ein kleiner Tisch mit Schreibutensilien, ein Stuhl und ein Stapel Papiere. Bevor sie mit der Verwaltung beginnt, zündet sie sich eine Pfeife an. Die Wolke aus Tabakrauch, die sie ausbläst, weckt bei den eingefleischten Rauchern unter uns das Verlangen nach Nikotin. Ich habe mit dem Rauchen nichts zu tun; ich habe nie damit angefangen. Ich finde den Anblick einer Pfeife rauchenden Frau hier immer wieder seltsam. In diesem Land wundert man sich nicht darüber; bei uns wird sogar eine Frau, die sich auf der Straße eine Zigarette anzündet, mit missbilligenden Blicken bedacht.
Um Verwirrung in der Verwaltung zu vermeiden, ziehe ich klugerweise den Mantel aus, den ich mir vom Oberleutnant geliehen habe, und gebe meine Personalien an. Ich bin ein wehrpflichtiger Soldat, nicht mehr und nicht weniger; ich werde jetzt nicht erklären, warum es dafür keine greifbare Unterstützung gibt.
In der Kaserne können wir endlich unsere müden Körper ausruhen; die rauen Strohsäcke und stinkenden Pferdedecken sind kaum ein Hindernis, um sofort in einen fast komatösen Schlaf zu fallen.

***

Kehren Sie mit dem ‚Zurück-Pfeil' on der oberen linken Ecke Ihres Bildschirms zur Webseite zurück.